

Universitätsgottesdienst Leipzig zu Eröffnung des WiSe2017/18,
Donnerstag 12. Oktober 2017, Thomaskirche, Prof. Dr. Roderich Barth

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn
Jesus Christus! Amen

Liebe Studierende, liebe Universitätsangehörige, liebe Gemeinde hier in
der Thomaskirche,

Ja, wen wundert's? Auf der Einladung zu diesem Gottesdienst wirbt eine
kreisend bunte Wundertüte, der Universitätschor hat uns mit dem
Armstrong-Klassiker *What A Wonderful World* begrüßt und in Joseph
Roths Hiob, aus dem wir die Lesung hörten, geht es um die großen
Wunder, die gerade in den schicksalhaften Wendungen des Lebens
widerfahren. Da ist es natürlich *kein* Wunder, dass wir im Predigttext die
Geschichte einer *Wunderheilung* hören.

Solche Wundererzählungen sind aus den biblischen Texten und vor
allem der Jesusüberlieferung nicht wegzudenken. Gerade in unseren
Akademikerkreisen jedoch stoßen diese Wundergeschichten auf
Befremden und Ablehnung. Nicht nur als Naturwissenschaftler oder
Techniker, sondern auch in anderen Fachdisziplinen sind wir der
Rationalität verpflichtet. Und in ein rationales Weltbild, so scheint es,
passen Wunder einfach nicht hinein. Sie gelten vielmehr als Inbegriff
einer vergangenen Zeit. Einer Zeit, in der sich das Wissen und die
berechnende Rationalität noch nicht der Welt bemächtigt hatten.
Stattdessen – so die landläufige Meinung – beherrschte und ängstigte
tiefer Aberglaube die Menschen von einst. Heute dagegen sind wir
aufgeklärt und können dieser naiven Weltsicht nicht mehr folgen. Wir
leben in einer entzauberten Welt (M. Weber).

Wundererzählungen bringen daher gerade diejenigen in Verlegenheit, die
ihre Religion nicht einfach mit den alten Zeiten aufs Abstellgleis
schieben wollen. Der eine Gläubige blickt dann verschämt-verlegen auf
sein ungeliebtes Erbe, der andere versucht mit einem trotzigem
Bekenntnis zum Aberglauben gar die Flucht nach vorn. In einer Welt der
Unübersichtlichkeit flüchten sich ja immer mehr Menschen in einfache
Lösungen.

Doch, so lassen sich sowohl der in die Defensive geratende Fromme als auch der Bekenner wider besseres Wissen fragen, hat man nicht mit diesen Reaktionen gerade *das* als selbstverständlich vorausgesetzt, was der Sache nach ganz und gar nicht selbstverständlich ist? Anders gesagt: Bringt man nicht je schon ein gewisses Verständnis von Wunder mit, so dass nur noch die Alternative zwischen beschämten Wegsehen und widersinnigem Behaupten übrigbleibt? Meine Damen und Herren, liebe Gemeinde, unser heutiger Predigttext kann dieses trügerische Selbstverständnis ins Wanken bringen und ganz neue Perspektiven eröffnen. Denn in der Geschichte vom Hauptmann aus Kapernaum begegnen uns nicht weniger als *drei* ganz unterschiedliche Vorstellungen vom Wesen des Wunders.

Um das zu erkennen, gilt es zunächst auf die ausführliche Rechtfertigung zu achten, die der Hauptmann seiner Bitte gibt. Der Hauptmann verweist auf seine persönliche Lebenswelt als römischer Offizier in der unteren Ebene der militärischen Hierarchie. Auch wenn er kein Oberkommandant sei, so habe er doch Soldaten unter sich, denen er bloß mit Worten befehlen könne. So solle also auch Jesus bloß mit einem Wort die Heilung seines Kindes bewirken: »Sprich nur ein Wort, so wird mein Kind gesund.«

Liebe Gemeinde, in dieser kleinen Sequenz steckt große Theologie: Denn in dieser konkreten Geschichte wird etwas ganz Grundsätzliches anschaulich: All unsere Vorstellungen vom wunderbar-göttlichen Wirken sind auf Bilder angewiesen. Diese Bilder entnehmen wir aber unserer natürlichen Welt – einer Welt, die uns vertraut ist und die wir verstehen. Damit wird aber das, was gerade *nicht* natürlich ist, mit natürlichen Vorstellungen bebildert – kein Wunder also, dass uns das Wunder solche Schwierigkeiten macht. Der Hauptmann stellt sich dementsprechend Jesu göttlich-heilende Wirkmacht so vor, wie er es aus seiner eigenen Lebenswelt kennt und gewohnt ist: Ein Befehl an Untergebene reicht zum Erreichen der gewünschten Wirkung. Und so wird Jesus in der Phantasie des Hauptmanns zum Befehlshaber über Geister, die sein Kind in Schmerz und Pein leiden lassen.

Von dieser Schlüsselszene aus fällt ein erhellendes Licht auch auf die anderen Begebenheiten der Geschichte. So wird allererst die schroffe Reaktion Jesu auf das erste Herantreten des Hauptmanns verständlich:

»Ich soll kommen und ihn gesund machen?«, fragt Jesus konsterniert – ein Jude soll in das Haus eines heidnischen Beamten der verhassten römischen Besatzungsmacht kommen! Das wäre wohl nach den damaligen Gepflogenheiten und Reinheitsvorstellungen ein echter Skandal. – Warum aber wird das in unserer Geschichte erzählt? Jesus wird uns doch auch sonst als jemand geschildert, der sich nicht an die Konventionen hält und gerade zu den Ausgegrenzten und Stigmatisierten geht. Hier geht es also um etwas Anderes: Der Hauptmann hatte Jesus ja gar nicht gebeten, in sein Haus zu kommen. Jesus hat ihm diesen Wunsch vielmehr unterstellt. Fragt man sich also, woher diese falsche Erwartung Jesu kommt, so findet man eine Antwort in anderen Wundererzählungen, etwa in der Heilung einer blutflüssigen Frau oder der Auferweckung eines Mädchens. Dort begegnen wir nämlich der gewöhnlichen Vorstellung einer physisch wirkenden Macht, die durch Handauflegung oder Berührung übertragen wird. Diese volkstümlich-magische Vorstellungswelt war Jesus also gut bekannt und so hat er sie wohl auch dem Hauptmann unterstellt. So war erst der Anlass dafür gegeben, dass dieser sich mit seiner ausführlichen Rechtfertigung davon distanzierte.

Wir haben also jetzt schon zwei ganz unterschiedliche Vorstellungen von einer göttlichen Wundermacht: Einmal stellt man sich das so vor, wie eine körperliche Kraft, die den direkten Kontakt und physische Präsenz erfordert. Im andern Fall, gemäß der Imagination des Hauptmanns, ist all das überhaupt nicht erforderlich – hier genügt ein bloßes Wort und die bösen Geister verschwinden. Ist nun aber die Vorstellung eines Herrschers über Dämonen für uns weniger anstößig? Ich denke zumindest das Motiv des Wunderwortes kann uns weiterhelfen:

»Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht!« In der ersten großen Schöpfungserzählung begegnet uns jenes Motiv einer wunderhaften Wortmacht in wahrlich erhabener Gestalt. Und obwohl dieses erhabene Bild von der kreativen Wortmacht Gottes ganz und gar von dem Kontrast zu unseren menschlich-natürlichen Machenschaften lebt, so schuf Gott doch den Menschen gerade gemäß dieser Erzählung nach seinem Bilde.

Folgen wir dieser Spur, so zeigt sich, dass gerade unsere moderne Lebenswelt, ja unsere Rationalitätskultur auf das Wunder in einem ganz

elementaren Sinne angewiesen ist. Denn von der Kreativität, von dem Neues erschaffenden Wort oder von dem innovativen Geist leben gerade die Wissenschaften und die technische Entwicklung. Und nicht nur die Akademien – spüren wir nicht gerade dieser Tage in Politik und Gesellschaft an allen Ecken und Enden das dringende Bedürfnis nach Innovation? Es braucht visionäre Ideen und geniale Erfindungen, die sich eben nicht logisch ableiten oder berechnen lassen, sondern vielmehr einer göttlichen Eingebung bedürfen. Daher spricht man auch vom Genie oder dem Genius.

Und diese Spur des Wunderhaften zeichnet keinesfalls nur große Geister aus, sie findet sich auch im Kleinen. Vor uns allen steht das neue Semester, wir werden vor leeren weißen Seiten sitzen und auf Ideen und Einfälle warten, wir werden eine Intuition für eine neue Versuchsanordnung benötigen oder auf die Eingebung einer Melodie hoffen. ›Versuch es doch noch einmal ganz anders‹ – so sagen wir uns, wenn derartige Offenbarungen auf sich warten lassen. Ja, es ist etwas ganz Anderes, auf das wir hier angewiesen sind. Es ist etwas, mit dem wir nicht rechnen können und das sich nicht herbeizwingen lässt – es ist die wundervolle Gabe, die sich in aller Kreativität ereignet und auf die wir heute noch genauso angewiesen sind, wie in allen Zeiten der Menschheitsgeschichte.

Ausgehend von der Vorstellung eines wirkmächtigen Wortes, mit der sich der Hauptmann von Kapernaum von gewöhnlichen Wunderauffassungen unterscheidet, lässt sich also eine Spur bis in unsere Lebenswelt verfolgen. Wir sprechen mit Bezug auf die Kreativität ja bisweilen auch von Geistesblitzen und bergen damit eine gewisse Erinnerung an die alten Vorstellungen von guten und bösen Geistern. Doch ich hatte ja angekündigt, dass sich noch eine dritte Vorstellung vom Wunder in unserer Geschichte findet. Als hören wir noch einmal auf das Ende der Geschichte.

Ganz offensichtlich hat der Hauptmann Jesus überrascht. Das führt dann zunächst dazu, dass erstmal die Begleiter Jesu ihr blaues Wunder erleben: Der Hauptmann habe einen Glauben, den er noch bei keinem in Israel gefunden habe, muss sich die staunende Menge anhören, die ihm seit der Bergpredigt folgt. Aber auch der Hauptmann hört nicht das, was er erwartet: Es kommt mitnichten der gewünschte Befehl an die

Dämonen, kein Zauberwort, kein Hokuspokus. Jesus verweist den Bittenden einfach an sich selbst zurück: Dein Glaube ist entscheidend für das, was geschieht!

Das ist eine Ansage. Dein eigener Glaube hat die wundervolle, heilende Kraft, auf die Du hoffst! Wir finden dieses Motiv immer wieder in den jesuanischen Wundergeschichten – aber was heißt das eigentlich? Keinesfalls ist hier mit Glauben das Aufsagen einer rechten Lehre oder die Zustimmung zu einer Bekenntnisformel gemeint – er spricht ja mit einem Haiden! Es ist vielmehr so etwas wie eine Haltung und darin zuerst ein Selbstverhältnis: Ich bin es nicht wert, Herr! Es ist die Haltung der Demut, mit der der Hauptmann Jesus gegenübertritt. Aber diese Demut ist keinesfalls ein Selbstzweck, keine Kriecherei eines Wurmes, wie es Nietzsche meinte, sie hat vielmehr ein Gegenmoment in der tiefen Zuversicht, mit der dieser Hauptmann gegen jede Konvention und Wahrscheinlichkeit sein Anliegen verfolgt – die Rettung eines geliebten Nächsten. Diese von Demut und Zuversicht getragene Haltung ist es also, die Jesus Glaube nennt und der er die wahre Wunderkraft zuspricht.

Macht diese dritte, gleichsam Jesu eigene Wundervorstellung Sinn? Mit Blick auf unser Beispiel denke ich schon: Kreativität lässt sich nicht erzwingen, aber sie kommt in uns am ehesten aus einer Haltung heraus auf, die sich auf dem schmalen Grat zwischen Loslassen und Anspannung hält oder gleichsam zwischen Konzentration und Selbstüberschreitung schwebt. Und wer wollte widersprechen, wenn man in dieser Spannungseinheit von Demut und Zuversicht eine günstige Umgebung selbst für die Prozesse des Heilens ausmacht. Dann fragt sich aber zuletzt: Wie kann ich mich in diese Haltung finden, was hält mich in ihrem Gleichgewicht? Der Hauptmann aus unserer Geschichte jedenfalls hat das instinktiv gewusst. Er hat seine Haltung gegenüber Jesus gefunden, so wie er ihn sich als Herrn vorgestellt hat.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen